

# Unverkäufliche Leseprobe des Claassen Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Claassen Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.claassen-verlag.de>



V. S. Naipaul

*Ein halbes Leben*

Aus dem Englischen  
von Sabine Roth und Dirk van Gunsteren

Claassen

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel  
*Half a Life*  
bei Picador, London

Der Claassen Verlag ist ein Unternehmen der  
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG

ISBN: 3-546-00306-3

© 2001 by V. S. Naipaul  
© der deutschen Ausgabe 2001 by  
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany  
Gesetzt aus der Caslon 540 bei Franzis print & media, München  
Druck und Bindung: GGP Media, Pöbneck

Diese Geschichte ist frei erfunden.  
Sie nimmt es nicht genau mit den Ländern, Zeiten und  
Situationen, die sie zu beschreiben scheint.



N. K. N.





## EINS

### *Besuch von Somerset Maugham*

WILLIE CHANDRAN fragte seinen Vater eines Tages: »Warum heiße ich mit zweitem Namen Somerset? Die Jungen in der Schule haben es herausbekommen, und jetzt ziehen sie mich auf.«

Sein Vater antwortete missmutig: »Du heißt nach einem großen englischen Schriftsteller. Seine Bücher hier im Haus wirst du ja gesehen haben.«

»Aber ich habe keines gelesen. Hast du ihn so sehr verehrt?«

»Ich weiß nicht. Hr zu, und bilde dir dein eigenes Urteil.«

Und Willie Chandrans Vater begann folgende Geschichte zu erzählen. Er brauchte lange dafür. Die Geschichte veränderte sich mit Willies Heranwachsen. Immer mehr wurde hinzugefügt, und als Willie Indien schließlich verließ, um nach England zu gehen, war dies die Geschichte, die er gehört hatte.

\*\*\*

DER SCHRIFTSTELLER (sagte Willie Chandrans Vater) reiste durch Indien, um Material für einen Roman über Spiritualität zu sammeln. Das war in den dreißiger Jahren. Der Rektor, der die Schule des Maharadschas leitete, führte ihn zu mir. Ich leistete Buße für etwas, das ich getan hatte, und lebte als Bettler im äußeren Vorhof des großen Tempels. Es war ein viel besuchter Ort, eben darum hatte ich ihn gewählt. Meine Feinde unter den Beamten des Maharadschas waren hinter mir her, und inmitten

all der Menschen, die im Tempelhof kamen und gingen, fühlte ich mich sicherer als in meinem Amtszimmer. Die Verfolgung setzte mir einigermaßen zu, und so hatte ich, um meine Nerven zu beruhigen, überdies ein Schweigegelübde abgelegt. Das hatte mir in meiner Umgebung ein gewisses Maß an Achtung, wenn nicht sogar Ruhm eingetragen. Die Menschen kamen, um mir beim Schweigen zuzusehen, und manche brachten mir Geschenke. Die Behörden mussten mein Gelübde respektieren, und als sich mir nun der Rektor mit dem kleinen, alten Weißen näherte, vermutete ich sofort ein Komplott, das mich zum Sprechen bringen sollte. Das machte mich störrisch. Die Menschen merkten, dass sich etwas anbahnte, und blieben stehen, damit ihnen nichts entging. Ich wusste, sie waren auf meiner Seite. Ich sagte kein Wort. Der Rektor und der Schriftsteller übernahmen das Reden. Sie redeten über mich und sahen mich dabei an, und ich saß da und sah durch sie hindurch, als wäre ich blind und taub, und die Menge sah auf uns alle drei.

So fing es an. Ich sagte kein Wort zu dem berühmten Mann. Das ist jetzt schwer zu glauben, aber vor dieser ersten Begegnung hatte ich noch nie von ihm gehört. Ich kannte an englischer Literatur nur Browning und Shelley und so weiter – Dichter, die ich an der Universität studiert hatte, ehe ich so törricht war, auf den Aufruf des Mahatma hin dem britischen Ausbildungswesen nach kaum mehr als einem Jahr den Rücken zu kehren und mich damit untauglich fürs Leben zu machen, während ich gleichzeitig zusehen musste, wie meine Freunde und Feinde stetig an Ansehen und Wohlstand gewannen. Aber das gehört nicht hierher. Davon erzähle ich dir ein andermal.

Erst möchte ich auf den Schriftsteller zurückkommen. Ich habe nicht ein Wort zu ihm gesagt, glaub mir das. Aber dann, etwa anderthalb Jahre später, handelten in den Reiseerinnerungen, die der Schriftsteller veröffentlichte, zwei, drei Seiten von mir. Auch sonst fand der Tempel ausführlich Erwähnung: die vielen Menschen und die Kleider, die sie trugen, die Gaben, die sie darbrachten – Kokosnüsse, Mehl und Reis –, das Nachmittagslicht auf den alten Steinen im Vorhof. Alles, was der Rek-

tor des Maharadschas ihm erzählt hatte, kam vor, ergänzt um ein paar weitere Einzelheiten. Offenbar hatte der Rektor, um den Schriftsteller zu beeindrucken, viel Gutes über meine verschiedenen Gelübde zur Selbstkasteiung zu sagen gehabt. Einige Zeilen, vielleicht sogar ein ganzer Absatz, beschrieben außerdem – im gleichen Stil, in dem auch die Steine und das Nachmittagslicht beschrieben worden waren – die Reinheit und Glätte meiner Haut.

Und so wurde ich berühmt. Nicht in Indien, wo so viel Neid herrscht, aber in anderen Ländern. Und als dann im Krieg der berühmte Roman des Schriftstellers erschien und ausländische Kritiker erklärten, ich hätte den Autor von *Auf Messers Schneide* zu dem Buch inspiriert, wurde Neid zu Wut.

Man hörte auf, mich zu verfolgen. Der Schriftsteller – zu jedermanns Überraschung ein Gegner des Imperialismus – hatte sich in den Reiseaufzeichnungen, seinem ersten Buch über Indien, sehr schmeichelhaft über den Maharadscha, seinen Staat und seine Beamten geäußert, nicht zuletzt über den Rektor der Schule. Also schwenkten alle um. Sie gaben vor, in mir das zu sehen, was der Schriftsteller gesehen hatte: den Mann, der – aus einer hohen Kaste stammend, mit einem hohen Posten im Finanzamt des Maharadschas und einer Reihe von Vorfahren, die im Dienst des Herrschers geheiligte Rituale ausgeführt hatten – einer glänzenden Laufbahn entsagt hatte, um sich als Bettler von den Almosen der Ärmsten der Armen zu ernähren.

Es war eine Rolle, die ich nicht leicht wieder abstreifen konnte. Eines Tages ließ der Maharadscha selbst mir durch einen der Palastsekretäre seine guten Wünsche übermitteln. Das beunruhigte mich sehr. Ich hatte gehofft, früher oder später würde es in der Stadt anderen religiösen Zündstoff geben, sodass ich fortgehen und meinen eigenen Weg suchen könnte. Doch als während eines bedeutenden Tempelfests der Maharadscha mit bloßem Rücken wie ein Büsser in der heißen Nachmittagssonne zu mir kam und mir eigenhändig Kokosnüsse und Tuch darreichte, die ein livrierter Höfling ihm nachtrug – ein

mir nur allzu gut bekannter Schuft –, begriff ich, dass an ein Ausbrechen nicht mehr zu denken war, und ich fügte mich in das seltsame Leben, das das Schicksal mir zugeteilt hatte.

Reisende aus dem Ausland begannen mich aufzusuchen. Die meisten von ihnen waren Freunde des großen Schriftstellers. Sie kamen aus England, um zu finden, was schon der Schriftsteller gefunden hatte. Sie kamen mit Empfehlungsschreiben des Schriftstellers. Oder sie kamen mit Empfehlungsschreiben von hohen Beamten des Maharadschas. Oder sie kamen mit Empfehlungsschreiben von Leuten, die vor ihnen dagewesen waren. Zum Teil waren es Schriftsteller, und Wochen oder Monate nach ihrem Besuch erschienen in Londoner Zeitschriften kleine Artikel darüber. Mit diesen Besuchern übte ich die Neufassung meines Lebens so gründlich ein, dass sie mir bald völlig vertraut war. Manchmal kam das Gespräch auf frühere Besucher, und die Menschen, die bei mir saßen, sagten ganz stolz: »Den kenne ich. Wir sind gut befreundet.« Oder dergleichen. Sodass ich fünf Monate lang, von November bis März, für die Dauer unseres Winters oder der »kalten Zeit«, wie die Engländer sagten, um diese indische Jahreszeit von der entsprechenden englischen zu unterscheiden, das Gefühl hatte, etwas darzustellen, eine Persönlichkeit am Rand eines kleinen ausländischen Netzes von Bekanntschaften und Klatschgeschichten geworden zu sein.

Ab und zu kommt es vor, dass man einen Versprecher nicht korrigiert. Man versucht so zu tun, als sei das Gesagte auch das Gemeinte. Und dann erkennt man nicht selten, dass in dem Irrtum ein Körnchen Wahrheit steckt. Man begreift beispielsweise, dass einen anderen zu verleugnen gleichzeitig auch bedeuten kann, diesen anderen zu verleumden. Auf ganz ähnliche Weise dämmerte mir, während ich über das seltsame Leben nachsann, in das die Begegnung mit dem großen englischen Schriftsteller mich hineingezwungen hatte, dass dieses Leben mir das gab, was ich schon seit Jahren herbeisehnte: eine Möglichkeit, mich zu entziehen, mich zu verstecken, davonzulaufen vor den Schwierigkeiten, in die ich mich gebracht hatte.

Ich muss weiter ausholen. Wir stammen aus einem Priester-geschlecht. Wir gehörten einem Tempel an. Ich weiß nicht, wann der Tempel erbaut wurde oder welcher Herrscher ihn erbauen ließ und wie lange wir ihm schon angehörten; über solches Wissen verfügt unsereins nicht. Wir Tempelpriester und unsere Familien bildeten eine Gemeinschaft. Einst, nehme ich an, waren wir eine sehr reiche, blühende Gemeinde, auf vielfältige Art unterstützt von den Gläubigen, denen wir dienten. Doch als die Muslime das Land eroberten, wurden wir alle arm. Die Menschen, denen wir dienten, konnten uns nicht mehr ernähren. Noch schlimmer wurde es, als die Briten kamen. Die Gesetze galten weiter, aber die Bevölkerung wuchs. Wir waren viel zu viele in unserer Tempelgemeinschaft. So hat mein Großvater es mir erzählt. All die ausgeklügelten Regeln der Gemeinschaft wurden befolgt, aber es gab kaum etwas zu essen. Die Menschen wurden schwach und mager und erkrankten viel zu leicht. Welch ein Los für unsere Priestergemeinde! Die Geschichten, die mein Großvater aus jener Zeit gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts erzählte, waren nicht schön.

Mein Großvater war nur noch Haut und Knochen, als er beschloss, den Tempel und die Gemeinde zu verlassen. Sein Ziel war die große Stadt, wo der Palast des Maharadschas stand und wo es einen berühmten Tempel gab. Er traf seine Vorbereitungen, so gut er es vermochte; sparte sich kleine Mengen von Reis und Mehl und Öl vom Munde ab, legte hier und dort ein Geldstück beiseite. Er verriet niemandem etwas. Als der Tag gekommen war, stand er sehr früh auf, in der Dunkelheit noch, und machte sich in Richtung der Bahnstation auf. Sie lag viele, viele Meilen entfernt. Drei Tage dauerte der Fußmarsch. Die Leute, die er auf seinem Weg traf, waren sehr arm. Er war in einem erbärmlicheren Zustand als die meisten von ihnen, aber einige erkannten, dass dieser Halbverhungerte ein junger Priester war, und gaben ihm Almosen und Obdach. Schließlich gelangte er zur Bahnstation. Zu diesem Zeitpunkt, erzählte er mir, war er so verängstigt und verzweifelt, so gänzlich am Ende seiner Kräfte und seines Muts, dass er von der Welt ringsum

nichts mehr wahrnahm. Der Zug kam am Nachmittag. Er erinnerte sich undeutlich an Gedränge, an Lärm, und dann war es Nacht. Er war nie zuvor Zug gefahren, aber sein Blick war während der ganzen Reise nur nach innen gerichtet.

Am Morgen erreichten sie die große Stadt. Er fragte sich zu dem großen Tempel durch, und dort blieb er, im Vorhof, und hielt sich im Schatten. Abends, nach dem Tempelgebet, wurden geweihte Speisen ausgeteilt. Auch er bekam davon. Viel war es nicht, aber mehr, als er vorher zum Überleben gehabt hatte. Er versuchte, sich zu benehmen wie die Pilger. Niemand sprach ihn an, und so vergingen die ersten Tage. Doch dann wurde man auf ihn aufmerksam. Man stellte Fragen. Er erzählte seine Geschichte. Die Tempeldiener vertrieben ihn nicht. Und einer dieser Tempeldiener, ein gütiger Mann, schlug meinem Großvater vor, sich als Briefschreiber zu verdingen. Er versah ihn mit dem einfachen Rüstzeug – Feder, Kiele, Tinte, Papier –, und von da an saß mein Großvater mit den anderen Schreibern auf dem Gehsteig vor den Tempelhöfen, nicht weit vom Palast des Maharadschas.

Die meisten Schreiber dort schrieben auf Englisch. Sie fasseten Gesuche aller Art ab und halfen den Leuten beim Ausfüllen von allen möglichen amtlichen Formularen. Mein Großvater konnte kein Englisch. Er sprach Hindi und die Sprache seiner Heimatregion. In der Stadt gab es viele Menschen, die aus den Hungergebieten geflohen waren und nun ihren Familien Nachricht zukommen lassen wollten. So bekam mein Großvater zu tun, und niemand missgönnte ihm die Arbeit. Die Leute wandten sich auch deshalb an ihn, weil er ein Priestergewand trug. Nach einer Weile hatte er ein ganz passables Auskommen. Er hörte auf, sich abends in den Tempelhöfen herumzudrücken. Er bezog ein richtiges Zimmer, und er schickte nach seiner Familie. Über das Briefeschreiben und seine Freundschaften im Tempel lernte er immer mehr Leute kennen, und so fand er nach einiger Zeit eine ordentliche Anstellung als Schreiber im Palast des Maharadschas.

Es war eine Stelle, die Sicherheit bot. Viel zu verdienen gab

es nicht, aber es wurde auch niemand entlassen, und die Leute erwiesen einem Respekt. Mein Vater gewöhnte sich rasch an dieses Leben. Er lernte Englisch und machte einen Abschluss an der höheren Schule, und bald schon bekleidete er einen wesentlich höheren Posten als sein Vater. Er wurde einer der Sekretäre des Maharadschas. Davon gab es sehr viele. Sie trugen eine eindrucksvolle Livree und wurden in der Stadt wie kleine Götter behandelt. Mein Vater hätte es wohl gern gesehen, wenn ich diesen Weg weitergegangen wäre, wenn ich den Aufstieg, den er begonnen hatte, fortgesetzt hätte. Ihm schien sein Posten etwas von der Sicherheit der Tempelgemeinschaft zurückzugeben, aus der mein Großvater hatte fliehen müssen.

Aber in mir regte sich ein Funke der Rebellion. Vielleicht hatte ich meinen Großvater zu oft von seiner Flucht und seiner Angst vor dem Unbekannten erzählen hören, von dieser schrecklichen Zeit, in der er nur nach innen blicken konnte und die Welt ringsum nicht mehr wahrnahm. Je älter er wurde, desto zorniger wurde mein Großvater. Sie seien sehr töricht gewesen in seiner Tempelgemeinde, sagte er jetzt. Sie hätten das Unheil nahen sehen und nichts dagegen unternommen. Er selbst, sagte er, habe seine Flucht bis zum letzten Augenblick hinausgeschoben, nur deshalb habe er, als er endlich in der großen Stadt angekommen war, im Tempelhof herumschleichen müssen wie ein halb verhungertes Tier. Das waren schreckliche Worte aus seinem Mund. Sein Zorn steckte mich an. Mich beschlich eine Ahnung, dass dieses Leben, das wir alle in der großen Stadt, in der Nähe des Maharadschas und seines Palastes lebten, nicht von Dauer sein konnte – dass auch diese Sicherheit trügerisch war. Bei solchen Gedanken erfasste mich manchmal Panik, weil mir nicht einfiel, wie ich mich vor dieser Katastrophe schützen könnte.

Im Grunde wäre ich wohl bereit zu politischen Aktionen gewesen. Ganz Indien war politisiert. Aber im Staat des Maharadschas gab es die Unabhängigkeitsbewegung nicht. Sie war verboten. Und obgleich wir von den großen Namen und bedeut-

samen Entwicklungen dort draußen wussten, nahmen wir sie nur aus der Ferne wahr.

Ich ging jetzt auf die Universität. Es war geplant, dass ich den Bachelor-Abschluss machen und dann nach Möglichkeit mit einem Stipendium des Maharadschas Medizin oder Maschinenbau studieren sollte. Danach würde ich die Tochter des Schulrektors heiraten. All das war bereits abgesprochen. Ich ließ es geschehen, aber ohne innere Anteilnahme. Ich vernachlässigte meine Kurse immer mehr. Mein Studium sagte mir nichts. Ich verstand den *Bürgermeister von Casterbridge* nicht. Ich verstand weder die Figuren noch die Handlung, noch wusste ich, in welcher Zeit die Geschichte spielte. Shakespeare war besser, aber mit Shelley, Keats und Wordsworth konnte ich überhaupt nichts anfangen. Wenn ich diese Dichter las, war mein einziger Gedanke: ›Aber das ist doch nichts als ein Haufen Lügen. Kein Mensch empfindet so.‹ Der Professor verlangte, dass wir seine Ausführungen mitschrieben. Er diktierte sie uns, Seiten über Seiten, und hauptsächlich erinnere ich mich daran, dass er, weil er diktierte und die Aufzeichnungen knapp sein sollten und er wollte, dass wir sie exakt notierten, niemals den Namen Wordsworth aussprach. Er sagte immer W, nur den Anfangsbuchstaben, nie Wordsworth. W tat dies, W schrieb das.

Ich haderte mit allem – dieser trügerischen Sicherheit, in der wir lebten, meiner eigenen Nutzlosigkeit und dem verhassten Studium, mit dem ich meine Zeit vertat, während anderswo große Dinge geschahen. Meine Helden waren die führenden Männer der Unabhängigkeitsbewegung. Ich schämte mich meiner Untätigkeit und des unterwürfigen Lebens, das mir zugedacht war. Und als ich 1931 oder 1932 hörte, der Mahatma habe die Studenten zum Boykott ihrer Universitäten aufgerufen, beschloss ich, dem Aufruf zu folgen. Doch damit nicht genug: Im Vorhof der Universität veranstaltete ich ein kleines Autodafé für den *Bürgermeister von Casterbridge* und Shelley und Keats und die Skripte des Professors, und dann ging ich nach Hause und wartete auf den Sturm, der nun losbrechen musste.

Nichts geschah. Niemand schien meinem Vater etwas gesagt



zu haben. Der Brief vom Dekan blieb aus. Vielleicht war mein Autodafé zu kümmerlich gewesen. Bücher brennen nicht gut, es sei denn, die Flammen lodern ohnehin schon. Und in dem lärmenden Durcheinander des Vorhofs, so nah an der belebten Straße, hatte das, was ich da in meiner kleinen Ecke trieb, möglicherweise gar nicht so absonderlich gewirkt.

Ich kam mir nutzloser vor denn je. In anderen Teilen Indiens gab es große Männer. Diesen großen Männern folgen oder wenigstens einen Blick auf sie werfen zu dürfen, hätte mir alles bedeutet. Ich war zu allem bereit, um mit ihrer Größe in Fühlung zu kommen. Hier gab es nur das Domestikenleben im Dunstkreis des Maharadschapalasts. Nacht für Nacht grübelte ich darüber, was ich tun sollte. Der Mahatma selbst, das wusste ich, hatte wenige Jahre zuvor in seinem Aschram eine ganz ähnliche Krise durchgemacht. Scheinbar im Frieden lebend, im Gleichmaß täglicher Abläufe und von allen verehrt, hatte er sich doch im Stillen gesorgt, ja den Kopf zermartert, wie er das Land entflammen könnte. Und er war auf die ausgefallene und grandiose Idee gekommen, einen Marsch zum Meer zu unternehmen, jenen langen Marsch von seinem Aschram bis zur Küste, um dort Salz zu gewinnen.

Und dann hatte auch ich – noch immer geborgen unter dem Dach meines Vaters, des livrierten Höflings, noch immer (um den Schein zu wahren) Student an der Universität, aber dabei in besagter Weise innerlich zerrissen – endlich eine Eingebung. Der Entschluss, der daraus reifte, war, das spürte ich mit absoluter Gewissheit, gut und richtig, und ich wollte ihn ohne Zögern in die Tat umsetzen. Er forderte von mir nicht weniger als ein Selbstopfer. Kein nichtiges Opfer, kein Akt von Sekunden – jeder Narr kann sich von einer Brücke stürzen oder vor den Zug werfen –, sondern ein Opfer dauerhafterer Natur, etwas, das der Mahatma gutgeheißen hätte. Er hatte sich oft gegen die Übel des Kastenwesens gewandt. Niemand hatte ihm widersprochen, aber nur wenige hatten auch gehandelt.

Mein Entschluss war einfach. Ich würde mich lossagen von unseren Vorfahren, den törichten, unter fremder Herrschaft

lebenden Hungerleider-Priestern, von denen mein Großvater mir erzählt hatte, mich lossagen von den törichten Hoffnungen meines Vaters, der mich als hohen Beamten des Maharadschas sah, den törichten Hoffnungen des Rektors, der mich als Gatten seiner Tochter sah. Ich würde alle diese Wege zum Tode verschmähen und das einzig Hochherzige tun, das in meiner Macht lag, nämlich die niederste Person heiraten, die ich nur finden konnte.

Ich hatte sogar schon jemanden im Sinn. Es gab da ein Mädchen an der Universität. Ich kannte sie nicht. Ich hatte nicht mit ihr gesprochen. Ich hatte sie lediglich bemerkt. Sie war klein und auffallend schwarz, vom Aussehen her fast eine Wilde, mit groben Gesichtszügen und zwei großen, sehr weiß leuchtenden Schneidezähnen. Die Farben, die sie trug, waren manchmal sehr grell und manchmal so dunkel und stumpf, dass sie mit der Schwärze ihrer Haut zu verlaufen schienen. Sie musste einer der untersten Kasten angehören. Der Maharadscha vergab eine bestimmte Anzahl von Stipendien an die »Rückständigen«, wie sie genannt wurden. Der Maharadscha war bekannt für seine Frömmigkeit, und diese Stipendien waren nur ein Beispiel seiner vielen Akte der Barmherzigkeit. In der Tat war das mein erster Gedanke, als mir das Mädchen mit ihren Büchern und ihrem Schreibzeug im Hörsaal ins Auge fiel. Viele sahen sie an. Sie sah niemanden an. Von da an bemerkte ich sie oft. Sie hielt den Stift auf eine seltsam entschlossene, kindliche Art und schrieb mit, was der Professor zu Shelley und natürlich zu W diktierte, zu Browning, Arnold und der Bedeutung des Monologs – *soliloquy*, sagte er – in *Hamlet*.

Dieses Wort *soliloquy* bereitete uns einige Schwierigkeiten. Der Professor sprach es, je nach Laune, auf drei oder vier unterschiedliche Arten aus, und wenn er uns abfragte und wir das Wort laut sagen mussten, war jeder sozusagen auf sich gestellt. Überhaupt blieb die Literatur vielen von uns ein Rätsel. Aus irgendeinem Grund dachte ich, das Mädchen mit dem Stipendium müsste, da sie doch Stipendiatin war, mehr begreifen als die meisten. Aber als der Professor sie eines Tages aufrief – für

gewöhnlich schenkte er ihr kaum Beachtung –, zeigte sich, dass sie weit weniger begriff. Sie wusste so gut wie gar nichts über die Handlung von *Hamlet*. Sie hatte Worte gelernt, aber sonst nichts. Sie dachte, das Stück spiele in Indien. Sie war ein leichtes Opfer für den Spott des Professors, und die anderen Studenten lachten, als wären sie selbst viel schlauer.

Nach diesem Vorfall begann ich das Mädchen genauer zu betrachten. Ich war fasziniert und abgestoßen zugleich. Sie musste zu den ganz Niederen gehören. Unerträglich, sich ihre Familie, ihre Verwandten vorzustellen, die Arbeiten, die sie verrichten mochten. Wenn Menschen wie sie den Tempel besuchten, dann durften sie das Heiligtum, die Kammer im Innern, wo sich das Bildnis der Gottheit befand, nicht betreten. Der amtierende Priester würde sich hüten, sie zu berühren. Er würde ihnen die geweihte Asche hinwerfen, wie man einem Hund einen Brocken hinwarf. Solche und ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf, wenn ich das Mädchen beobachtete, das all die fremden Blicke auf sich spürte und keinen erwiderte. Sie behauptete sich, so gut sie es vermochte. Es hätte so wenig bedurft, ihr das Rückgrat zu brechen. Und allmählich schlich sich in die Faszination etwas wie Anteilnahme ein, der Wunsch, die Welt mit ihren Augen zu sehen.

Diesem Mädchen also gedachte ich meinen Antrag zu machen, um an seiner Seite ein Leben in Selbstverleugnung zu führen.

Es gab ein Café oder Restaurant, in dem viele Studenten verkehrten. Wir sagten dazu Hotel. Es lag in einer der Gassen, die von der Hauptstraße abgingen, und war sehr billig. Wenn man den Kellner um Zigaretten bat, legte er eine offene Fünferpackung auf den Tisch, und man bezahlte nur so viele, wie man herausnahm. In diesem Café sah ich eines Tages das Mädchen in seinen tristen Kleidern allein an dem kleinen, mit eingetrockneten Ringen verunzierten Tisch unter dem Deckenventilator sitzen. Ich ging hin und setzte mich zu ihr. Sie hätte erfreut dreinschauen sollen, aber sie wirkte erschrocken. Da erst wurde mir klar, dass sie mich, obgleich ich sie so genau beob-

achtet hatte, vielleicht gar nicht kannte. Schließlich tat ich mich im Hörsaal durch nichts hervor.

Es begann also gleich mit einer kleinen Warnung. Ich registrierte sie, aber ich nahm sie nicht ernst.

Ich sagte zu ihr: »Ich kenne dich aus der Englischvorlesung.« Ich war mir nicht sicher, ob das klug war. Für sie machte mich das vielleicht nur zum Zeugen ihrer Erniedrigung an dem Tag, als der Professor ihr etwas über *Hamlet* zu entlocken versucht hatte. Sie sagte nichts. Der dünne Kellner mit dem glänzenden Gesicht und der schmutzstarrenden weißen Jacke (seit Tagen dieselbe) kam und stellte ein tropfendes Glas Wasser vor mich hin und fragte, was ich wolle. Das half mir über die schlimmste Verlegenheit hinweg. Ihr nicht. Sie befand sich in einer ungewohnten Situation, und das vor aller Augen. Ihre tiefdunkle Oberlippe glitt langsam – feucht wie eine Schnecke, dachte ich – über ihre großen weißen Zähne hinab. Zum ersten Mal bemerkte ich, dass sie Puder benutzte. Ein schwacher weißer Schimmer lag über ihren Wangen und ihrer Stirn; er ließ die schwarze Haut matt wirken, und man sah, wo der Puder aufhörte und die glänzende Haut wieder zum Vorschein kam. Ich fühlte mich abgestoßen, beschämt, gerührt.

Ich wusste nicht, worüber ich reden sollte. Ich konnte nicht sagen: »Wo wohnst du? Was ist dein Vater von Beruf? Hast du Brüder? Was sind sie von Beruf?« All diese Fragen hätten Probleme aufgeworfen, und um ehrlich zu sein, wollte ich die Antworten auch nicht wissen. Die Antworten hätten mich in einen Abgrund gestürzt. Ich wollte dort nicht hinunter. Also nippte ich nur an meinem Kaffee und rauchte eine dünne, billige Zigarette aus der Fünferpackung, die der Kellner mir hingelegt hatte, und sagte nichts. Als ich nach unten sah, fiel mein Blick auf ihre mageren schwarzen Füße in den billigen Slippers, und erneut war ich wider Erwarten gerührt.

Von da an ging ich in das Café, so oft ich es einrichten konnte, und wenn ich sie dort sah, setzte ich mich immer zu ihr an den Tisch. Wir sprachen nicht miteinander. Einmal kam sie nach mir herein. Sie setzte sich nicht zu mir. Das brachte mich

in ein Dilemma. Ich sah mich unter den anderen Leuten im Café um, Leuten, vor denen ein normales, sicheres Leben lag, und ich muss gestehen, dass mich ein, zwei lange Minuten eine leichte Bangigkeit befiel und ich nahe daran war, das mit der Selbstverleugnung einfach sein zu lassen. Ich hätte nur an meinem Tisch zu bleiben brauchen. Aber dann trieben mich ein Gefühl des Versagens und der Unmut über ihre Gleichgültigkeit doch dazu, aufzustehen und mich an ihren Tisch zu setzen. Sie schien es erwartet zu haben, sie schien sogar eine Spur zur Seite zu rücken, wie um mir Platz zu machen.

So ging es das Semester hindurch. Wir redeten nicht, wir trafen uns nie außerhalb des Cafés, und doch entspann sich eine ganz eigene Beziehung. Im Café begann man uns seltsame Blicke zuzuwerfen, und bald zog ich diese Blicke auch auf mich, wenn ich allein dort war. Das Mädchen litt Qualen. Sie stand der allgemeinen Verurteilung sichtlich wehrlos gegenüber. Aber was sie quälte, hatte für mich etwas seltsam Befriedigendes. Ich sah in dieser Verurteilung – durch Kellner, Studenten, einfaches Volk – die erste süße Frucht meines Opferlebens. Nur die erste, wohlgerukt. Ich wusste, dass größere Schlachten meiner harrten, schwerere Prüfungen, und noch süßere Frucht.

Die erste dieser Schlachten ließ nicht lang auf sich warten. Eines Tages richtete das Mädchen im Café das Wort an mich. Ich hatte mich an das Schweigen zwischen uns gewöhnt – es schien eine vollkommene Art der Verständigung –, und diese Direktheit seitens eines Menschen, den ich als einen der »Rückständigen« betrachtete, überrumpelte mich. In das Gefühl der Überrumpelung mischte sich Schrecken über ihre Stimme. Mir wurde klar, dass ich sie im Kurs, selbst als der Professor sie mit seinen Fragen zu *Hamlet* bloßgestellt hatte, immer nur hatte murmeln hören. Jetzt, aus der Nähe, nur mit dem viereckigen Teetischchen zwischen uns, klang ihre Stimme nicht leise und scheu und um Sanftheit bemüht, wie man es von einer so kleinen, schmalen, schüchternen Person hätte erwarten sollen, sondern laut und grob und krächzend. Es war

genau die Stimme, die ich bei Leuten ihres Schlages erwartete. Bei ihr, der Stipendiatin, hatte ich sie nicht erwartet.

Die Stimme erfüllte mich auf Anhieb mit Hass. Nicht zum ersten Mal hatte ich das Gefühl zu ertrinken. Aber solche Ängste gehörten nun einmal zu einem Leben in Selbstverleugnung, wie ich es gewählt hatte, und an eine Umkehr war nicht zu denken.

Ich war so in Anspruch genommen von diesen Empfindungen – ihre Direktheit, die Scheußlichkeit ihrer Stimme (die mir wie das Pendant ihrer großen weißen Schneidezähne und der gepuderten dunklen Haut vorkam), meine Furcht um mich selbst –, dass ich sie bitten musste, ihren Satz zu wiederholen.

Sie sagte: »Jemand hat es meinem Onkel erzählt.«

Onkel? Sie hatte kein Recht, fand ich, mich in solch unappetitliche Tiefen hinabzuziehen. Wer war dieser Onkel? In welchem Loch hauste er? Schon das Wort »Onkel« – ein Wort, mit dem andere Menschen eine manchmal kostbare Beziehung bezeichneten – war anmaßend.

Ich sagte: »Wer ist dieser Onkel?«

»Er ist in der Arbeitergewerkschaft. Ein *firebrand*.«

Sie gebrauchte das englische Wort, und es klang seltsam und aggressiv aus ihrem Munde. Es gab keine nationalistische Bewegung in unserem Staat – das ließ der Maharadscha nicht zu –, aber dafür diesen vorgeschobenen Quasi-Nationalismus, der gefällige Worte wie *workers* und *labourers* für die unschönen Worte fand, die im Alltag vorherrschten. Und mit einem Mal begriff ich, wie alles zusammenhing. Sie war verwandt mit diesem Radikalen, diesem *firebrand*, und das erklärte auch, warum sie vom Maharadscha ein Stipendium bekommen hatte. In ihren Augen war sie eine Person mit Macht und Einfluss, im Aufstieg begriffen.

Sie sagte: »Er sagt, er will einen Marsch gegen dich organisieren. Wegen Kastenunterdrückung.«

Das hätte gepasst wie die Faust aufs Auge. Es hätte meinen Bruch mit den alten Werten publik gemacht. Mein Bekenntnis zu den Lehren des Mahatma, mein Entschluss mich zu opfern – alles wäre bekannt geworden.

Sie sagte: »Er will einen Marsch gegen dich organisieren und dein Haus niederbrennen. Alle Welt hat dich Woche um Woche mit mir im Café sitzen sehen. Was wirst du tun?«

Mir wurde angst und bange. Ich kannte diese Radikalen. Ich sagte: »Was meinst du, dass ich tun soll?«

»Du musst mich irgendwo verstecken, bis sich alles beruhigt hat.«

Ich sagte: »Aber dazu müsste ich dich ja entführen.«

»Das musst du dann wohl.«

Sie war völlig ruhig. Ich war ein Ertrinkender.

Wenige Monate zuvor war ich noch ein ganz gewöhnlicher, pflichtvergessener Student gewesen, Sohn eines Höflings und wohnhaft in dessen staatseigenem Häuschen der Klasse C, wo ich von den großen Männern unseres Landes geträumt und mich danach gesehnt hatte, einer der ihnen zu werden, ohne freilich in der Eingeengtheit unseres Daseins einen Weg hin zu dieser Größe zu sehen, sodass ich nur Filmmelodien lauschen und mich den Gefühlen überlassen konnte, die diese Melodien in mir wachriefen, um danach, geschwächt von einem beschämenden heimlichen Laster (über das ich nichts weiter sagen will, da jeder damit vertraut ist), umso mehr an dem Bewusstsein der Nichtigkeit unserer Welt und unserer kriecherischen Existenz im Allgemeinen zu leiden. Jetzt plötzlich hatte sich mein Leben in nahezu jeder Hinsicht verändert. Es war, als hätte ich, wie ein Kind, wenn es den Himmel nach einem Regenguss in einer Pfütze gespiegelt sieht und im Wissen um seine Geborgenheit den Kitzel der Gefahr sucht, einen Zeh in die Pfütze getaucht, die sich auf diese Berührung hin in eine schäumende Flut verwandelte und mich mit sich fortriss. Das war das Gefühl, das sich meiner von einer Minute auf die andere bemächtigte. Und es war das neue Gesicht, das die Welt von einer Minute auf die andere für mich annahm: kein fader, gewöhnlicher Ort mehr, an dem gewöhnliche Menschen ihrer Wege gingen, sondern ein Fluss voller verborgener Strömungen, die den Leichtsinnigen unversehens davontragen konnten. Solcherart waren meine Gedanken, als ich das Mädchen nun

ansah. All ihren Merkmalen wuchs eine neue Bedeutung zu: den mageren schwarzen Füßen, den großen Zähnen, der tiefdunklen Haut.

Ich musste einen Platz für sie finden. Es war ihre Idee. Ein Hotel oder eine Pension konnte ich vergessen. Ich überlegte, wen ich kannte. Freunde der Familie, Freunde von der Universität kamen nicht in Frage. Schließlich beschloss ich, es bei dem Bildnismacher in der Stadt zu versuchen. Es bestand eine alte Verbindung zwischen der Werkstatt und dem Tempel meiner Vorfahren. Ich war oft dort gewesen. Ich kannte den Meister. Er war ein kleiner, staubbedeckter Bursche mit einer Brille. Er sah aus wie blind, aber das lag daran, dass seine Brille immer beschlagen war von dem Gipsstaub, den seine Arbeiter losklopften. Zehn oder zwölf von ihnen hielten sich stets im Hof auf, kleine, unauffällige Gesellen mit bloßen Oberkörpern, die unentwegt Steine bearbeiteten, Hammer auf Meißel, Meißel auf Stein, sodass pausenlos zwanzig bis vierundzwanzig Geräusche gleichzeitig erschallten. Der Lärm war kaum zu ertragen. Aber ich glaubte nicht, dass er dem Mädchen viel ausmachen würde.

Die Bildnismacher gehörten einer neutralen Kaste an, keiner der niederen, aber erst recht keiner hohen, weshalb sie für meine Zwecke ideal waren. Viele der Handwerker wohnten mit ihren Familien auf dem Grundstück des Meisters.

Der Meister arbeitete an einem komplizierten Entwurf für eine Tempelsäule. Er war wie immer erfreut, mich zu sehen. Ich betrachtete seinen Entwurf, und er zeigte mir andere, und nach und nach brachte ich das Gespräch auf das Mädchen, eine »Rückständige«, die von ihrer Familie verstoßen und bedroht worden war und nun eine Unterkunft brauchte. Ich beschloss, mein Anliegen nicht zaghaft vorzutragen, sondern mit Bestimmtheit. Der Meister wusste um meine Abstammung. Er hätte mich niemals mit solch einer Frau in Verbindung gebracht, und ich ließ durchblicken, dass ich im Auftrag einer außerordentlich hochgestellten Persönlichkeit handelte. Jeder wusste, dass der Maharadscha den Rückständigen wohlgesinnt war. Und der Meister reagierte wie ein Mann von Welt.



Das Lagerhaus hatte einen Hinterraum, in dem Bildnisse aufbewahrt wurden, Statuen und Büsten aller Art. Der staubige kleine Bursche mit den blinden Brillengläsern war begabt. Er stellte nicht nur komplizierte Bildnisse von Gottheiten her, die nach präzisen Vorgaben gearbeitet werden mussten, sondern auch Skulpturen von wirklichen Menschen, lebenden wie toten. Er fertigte viele Statuen des Mahatmas und anderer Größen der nationalistischen Bewegung an, aber auch (nach Photographien) Büsten von den Eltern und Großeltern seiner Kunden. Manche dieser Werke trugen die echten Brillen ihrer Vorbilder. Es war ein Ort voller Augen, der mich zunehmend verstörte. Da war es ein Trost, zu wissen, dass jede dieser Gottheiten mit irgendeinem Makel behaftet war, sodass ihre furchtbare Macht nicht Realität werden und uns alle vernichten konnte.

Am liebsten hätte ich das Mädchen einfach dort gelassen und wäre nie zurückgekehrt, aber immerzu drohte im Hintergrund ihr Onkel, der Radikale. Und je länger sie dablief, desto schwieriger wurde es für mich, sie fortzuschicken; desto mehr schien es, als seien wir fürs Leben vereint, obgleich ich sie niemals auch nur berührt hatte.

Ich wohnte zu Hause. Ich ging in die Universität und tat so, als besuchte ich meine Vorlesungen, und hin und wieder schaute ich in der Werkstatt des Bildhauers vorbei. Ich blieb nie lange. Ich wollte nicht, dass der Meister Verdacht schöpfte.

Das Leben dort kann nicht leicht für sie gewesen sein. Bei einem meiner Besuche in dem lichtlosen Raum, wo der Staub aus dem Hof alles überzog und sich wie Puder auf ihre Haut legte, kam sie mir besonders melancholisch vor.

Ich fragte sie: »Was ist los?«

Und sie antwortete mit dieser schrecklichen, rauhen Stimme: »Ich dachte nur gerade, wie mein Leben sich verändert hat.«

Ich sagte: »Was ist mit meinem Leben?«

Sie sagte: »Wenn ich draußen wäre, hätte ich jetzt meine Prüfungen. Sind sie leicht?«

»Ich boykottiere die Universität.«

»Wie willst du Arbeit finden? Wer soll dir Geld geben? Geh, mach dein Examen.«

»Ich bin völlig unvorbereitet. Ich kann den Stoff jetzt nicht mehr lernen. Es ist zu spät.«

»Du kommst trotzdem durch. Du hast Beziehungen.«

Als die Ergebnisse bekannt gegeben wurden, sagte mein Vater: »Das ist mir unbegreiflich. Du wußtest überhaupt nichts über die Romantiker und den *Bürgermeister von Casterbridge*? Sie hätten dich fast durchfallen lassen. Der Schulrektor konnte es ihnen gerade noch ausreden.«

Ich hätte erwidern müssen: »Ich habe meine Bücher schon lange verbrannt. Ich folge dem Aufruf des Mahatma. Ich boykottiere das englische Bildungswesen.« Aber ich war zu schwach. In diesem entscheidenden Moment versagte ich. Ich brachte nur heraus: »Mich haben im Prüfungssaal plötzlich all meine Kräfte verlassen.« Und ich hätte weinen mögen über meine Schwäche.

Mein Vater sagte: »Wenn du Schwierigkeiten mit Hardy und Wessex hattest, hättest du zu mir kommen sollen. Ich habe meine sämtlichen Aufzeichnungen aufbewahrt.«

Er war außer Dienst. Er saß in dem heißen kleinen Vorderzimmer unseres Häuschens der Klasse C, ohne Turban oder Livree, nur mit einem Unterhemd und dem Lendentuch bekleidet. Trotz ihrer Turbane, trotz ihrer Livreen mit verschiedenen Jacken für Tag und Abend gingen die Höflinge des Maharadschas immer barfuß, und die Fußsohlen meines Vaters waren schwarz und hornig und über einen Zentimeter dick.

Er sagte: »Dann bleibt dir wohl nur das Grundsteueramt.«

Und so begann ich meine Arbeit für die Verwaltung des Maharadschas. Das Grundsteueramt hatte etliche Zweigstellen. Jeder, der auch nur das kleinste Fleckchen Land besaß, musste eine jährliche Steuer bezahlen. Überall im ganzen Staat vermaßen Beamte das Land, stellten Eigentumsverhältnisse fest, trieben Steuern ein, führten Buch. Ich arbeitete im Hauptgebäude. Es war ein hübscher weißer Marmorbau mit einer hohen Kuppel und vielen Zimmern. Ich saß zusammen mit zwanzig

anderen in einem großen, hohen Raum. Unterlagen stapelten sich auf den Schreibtischen und in tiefen Regalen, die an die Regale in den Fundbüros der Bahnhöfe erinnerten. Die Unterlagen steckten in Pappdeckeln und waren mit Schnüren zusammengebunden; manchmal waren auch mehrere Akten mit Tuch in einem Bündel zusammengefasst. Die Akten in den obersten Fächern, die schon viele Jahre dort lagen, waren dunkel verfärbt von Staub und Zigarettenrauch. Die Decke war gelbbraun von diesem Rauch. Die ganzen oberen Regionen des Zimmers waren nikotinbraun, in den unteren herrschte das Mahagonibraun der Türen, Schreibtische und Dielen vor.

Das Herz tat mir weh. Diese Art unterwürfiger Fron war ganz und gar nicht das, was ich mir unter einem Opferleben vorgestellt hatte. Aber nun musste ich froh darum sein. Ich brauchte das Geld, so wenig es auch war. Ich war hochverschuldet. Ich hatte mir meines Vaters Namen und Stellung im Palast zunutze gemacht und bei einer Reihe von Geldverleihern Kredite aufgenommen, um das Mädchen in ihrer Kammer beim Bildnismacher zu unterstützen.

Sie hatte den Raum wohnlich eingerichtet. Das hatte Geld gekostet; und dazu waren Küchengegenstände zu bezahlen gewesen, und dann ihre Kleider. So hatte ich all die Unkosten eines verheirateten Mannes und lebte doch wie ein Asket in dem Häuschen meines Vaters.

Das Mädchen glaubte mir nie, dass ich kein Geld hatte. Sie glaubte, Menschen meines Standes verfügten über geheime Reserven. Das war Teil der Propaganda gegen unsere Kaste, und ich erduldet ihre spitzen Bemerkungen ohne jeden Kommentar. Sooft ich mit einem kleinen Betrag von einem der Geldverleiher zu ihr kam, nahm sie ihn ohne Verwunderung entgegen. Zuweilen sagte sie, ironisch (oder sarkastisch; ich weiß nicht, wie unser Professor es genannt hätte): »Du siehst sehr traurig aus. Aber deine Kaste ist immer traurig, wenn sie gibt.« Sie konnte wie ihr radikaler Onkel klingen.

Das Herz tat mir weh. Aber sie freute sich über meine neue Arbeit.

Sie sagte: »Ich muss schon sagen, es wäre schön, zur Abwechslung einmal regelmäßig Geld zu bekommen.«

Ich sagte: »Ich weiß nicht, wie lange ich es dort aushalten werde.«

Sie sagte: »Ich habe schon genug durchgemacht. Ich bin nicht bereit, noch viel mehr mitzumachen. Ich könnte jetzt einen Abschluss haben. Wenn du mich nicht von der Universität fortgeholt hättest, hätte ich das Examen geschrieben. Meine Familie hat große Opfer gebracht, um mich auf die Universität zu schicken.«

Ich hätte heulen mögen vor Wut.

Nicht so sehr ihrer Äußerungen wegen, nein, wegen dieses Gefängnisses, in dem ich nun zu leben gezwungen war. Tag für Tag verließ ich das Haus meines Vaters, um zur Arbeit zu gehen. Ich kam mir wieder wie ein Kind vor. Es gab eine Geschichte aus meiner Kindheit, die mein Vater und meine Mutter früher gern ihren Bekannten erzählt hatten. Eines Tages hatten sie zu mir gesagt: »Heute bringen wir dich in die Schule.« Am Ende des Tages fragten sie dann: »Hat es dir in der Schule gefallen?« – »Ja, sehr«, sagte ich. Am nächsten Morgen weckten sie mich früh. Als ich wissen wollte, warum, sagten sie: »Du musst in die Schule.« Und ich sagte weinend: »Aber ich bin doch schon gestern zur Schule gegangen.« Genau so ging es mir nun mit der Arbeit im Grundsteueramt, und die Vorstellung, dorthin gehen zu müssen, Tag für Tag, Jahr für Jahr bis zu meinem Tod, machte mir Angst.

Eines Tages im Büro kam mein Vorgesetzter zu mir und sagte: »Sie werden in die Revisionsabteilung versetzt.«

Das war die Abteilung, die nach Korruption unter den Steuereintreibern und Landvermessern fahndete. Die Beamten kassierten die Grundsteuer von armen Leuten, die nicht lesen konnten, und verweigerten ihnen die Quittung, und dann musste der arme Bauer mit seinen drei oder vier Morgen Land die Steuer noch einmal zahlen. Oder er musste eine Bestechungssumme zahlen, um seine Quittung zu bekommen. Unglaublich, diese vielen kleinen Betrügereien, die unter den Armen üblich

waren. Die Beamten waren kaum reicher als die Bauern. Wem schadete es, wenn die Steuer nicht bezahlt wurde? Je mehr dieser schmutzigen Fetzen Papier ich in die Hände bekam, desto mehr fühlte ich mit den Betrügern. Ich begann die anklagenden kleinen Zettel zu vernichten oder wegzuworfen. Ich wurde zu einer Art Saboteur, und es erfüllte mich mit großer Befriedigung, in diesem Amt so still und leise meine eigene Art zivilen Ungehorsams zu betreiben.

Dann sagte mein Vorgesetzter eines Tages zu mir: »Der Oberinspektor möchte Sie sprechen.«

Mein Mut schwand schlagartig. Ich dachte an die Schulden, an die Geldverleiher, das Mädchen in der Kammer des Bildnismachers.

Der Oberinspektor saß an einem Schreibtisch, umgeben von seinen Akten, lauter Akten voller Verfehlungen, die an einem halben Dutzend Schreibtischen gesiebt und wieder gesiebt worden waren, bis sie sich zuletzt hier eingefunden hatten, um das gestrenge Urteil dieses Mannes zu erwarten.

Er wippte auf seinem Stuhl ein Stück nach hinten, fasste mich durch seine dicken Brillengläser ins Auge und sagte: »Sind Sie zufrieden mit Ihrer Arbeit hier?«

Ich neigte den Kopf. Ich sagte nichts.

Er sagte: »Ab nächster Woche sind Sie Hilfsinspektor.«

Das war eine ansehnliche Beförderung. Ich vermutete eine Falle dahinter. Ich sagte: »Ich weiß nicht, Sir. Ich glaube nicht, dass ich dafür qualifiziert bin.«

Er sagte: »Wir machen ja keinen vollen Inspektor aus Ihnen. Wir machen Sie nur zum Hilfsinspektor.«

Das war die erste meiner Beförderungen. So schlampig ich meine Arbeit auch versah, so hartnäckig ich auch sabotierte, ich wurde immer weiter befördert. Es schien wie eine Art ziviler Ungehorsam von oben.

Ich war beunruhigt. Eines Abends sprach ich mit meinem Vater darüber.

Er sagte: »Der Rektor hat große Pläne für seinen Schwiegersohn.«

Ich sagte: »Ich kann nicht sein Schwiegersohn werden. Ich bin schon verheiratet.«

Ich weiß nicht, was mich dazu trieb, das zu sagen. Strenggenommen stimmte es natürlich nicht. Aber so sah ich meine Beziehung zu dem Mädchen beim Bildnismacher mittlerweile.

Mein Vater war außer sich. All seine Langmütigkeit, all seine Güte waren wie weggeblasen. Es traf ihn mitten ins Herz. Eine lange Zeit verging, ehe er mich auch nur nach den Einzelheiten fragen konnte.

»Wer ist das Mädchen?«

Ich sagte es ihm. Er war sprachlos. Ich glaubte, er würde zusammenbrechen. Ich wollte ihn beschwichtigen. Also erzählte ich von dem radikalen Onkel des Mädchens. Ich versuchte ihm – auf eine törichte, meinen Vorstellungen von Selbstverleugnung ganz und gar zuwiderlaufende Weise – den Eindruck zu vermitteln, dass das Mädchen etwas darstellte, dass sie kein völliger Niemand war. Es verschlimmerte die Sache noch. Die Existenz des radikalen Onkels tröstete ihn keineswegs. Er streckte sich auf einer alten Bambusmatte auf dem Betonboden unseres kleinen Vorderzimmers aus, und er rief nach meiner Mutter. Überdeutlich sah ich die dicken Hornhautplatten an seinen Fußsohlen. Sie waren schmutzig und rissig, und an den Seiten schälten sich kleine Fetzen ab. Ihm, dem Höfling, war es nie gestattet gewesen, Schuhe zu tragen. Aber mir hatte er Schuhe gekauft.

Schließlich sagte er: »Du hast Schande über uns alle gebracht. Und jetzt werden wir alle den Zorn des Rektors zu spüren bekommen. Du hast seine Tochter entehrt, denn in aller Augen seid ihr so gut wie verheiratet.«

Obleich ich keine von beiden jemals berührt hatte, obgleich ich mit keiner der beiden durch irgendeine Zeremonie verbunden war, gab es nun also zwei Frauen, die ich entehrt hatte.

Am Morgen hatte mein Vater tiefe Schatten unter den Augen. Er hatte schlecht geschlafen. Er sagte: »Jahrhundertlang sind wir uns treu geblieben. Selbst als die Muslime kamen. Selbst

als wir dem Verhungern nahe waren. Jetzt hast du unser Erbe weggeworfen.«

Ich sagte: »Es ist Zeit, Opfer zu bringen.«

»Opfer, Opfer. Weshalb?«

»Ich folge dem Aufruf des Mahatma.«

Das brachte meinen Vater zum Schweigen, und ich sagte: »Ich opfere das Einzige, das zu opfern in meiner Macht steht.« Dieser Satz war mir am Abend vorher noch eingefallen.

Mein Vater sagte: »Der Rektor ist ein einflussreicher Mann, und ich bin mir sicher, er wird Mittel und Wege finden, uns unter Druck zu setzen. Ich weiß nicht, wie ich es ihm beibringen soll. Ich weiß nicht, wie ich ihm unter die Augen treten soll. Opfer – du hast leicht reden. Du kannst von hier weggehen. Du bist jung. Deine Mutter und ich werden mit den Folgen leben müssen. Im Grunde wäre es sogar das Beste, wenn du gingest. Hier dürftest du mit einer Rückständigen ohnehin nicht zusammenleben. Hast du das bedacht?«

Und mein Vater hatte Recht. Noch hatte ich leicht reden. Noch lebte ich nicht mit der Frau zusammen. Diese Zukunft rückte mit jedem Tag näher, und mein Abscheu davor wurde immer stärker. So befand ich mich in einer seltsamen Lage.

Ein paar Wochen ging alles seinen üblichen Gang. Ich wohnte im staatseigenen Haus meines Vaters. Ich schaute gelegentlich in der Werkstatt des Bildnismachers vorbei. Ich tat meine Arbeit im Grundsteueramt. Mein Vater lebte in ständiger Angst vor dem Rektor, aber nichts geschah.

Dann sagte der Bote eines Tages zu mir: »Der Oberinspektor will Sie sprechen.«

Der Oberinspektor hatte einen Stapel Akten vor sich auf dem Schreibtisch liegen. Ein paar davon erkannte ich wieder. Er sagte: »Wenn ich Ihnen die Mitteilung machen würde, dass man Sie für eine neue Beförderung vorgeschlagen hat, würde Sie das überraschen?«

»Nein. Doch. Aber ich bin dafür nicht qualifiziert. Ich bin diesen Beförderungen nicht gewachsen.«

»Den Eindruck habe ich auch. Ich habe einige Ihrer Unter-

lagen durchgesehen. Ich bin bestürzt. Dokumente sind vernichtet worden, Quittungen fehlen.«

Ich sagte: »Ich weiß auch nicht. Irgendwelche Vandalen.«

»Ich sage es Ihnen lieber gleich. Gegen Sie ist eine Untersuchung wegen Korruption eingeleitet worden. Es liegen Beschwerden von Ihren Vorgesetzten vor. Korruption ist eine ernste Angelegenheit. Sie können ins Gefängnis kommen. Verschärfte Haftbedingungen. Was in diesen Akten steht, reicht für eine Verurteilung.«

Ich ging zu dem Mädchen in der Werkstatt des Bildnismachers. Sie war der einzige Mensch, an den ich mich wenden konnte.

Sie sagte: »Du hast den Betrügern geholfen?« Das schien ihr zu gefallen.

»Ja. Doch. Ich habe nicht geglaubt, dass es je herauskommt. Es gibt solche Berge von Papier dort. Sie könnten jedem aus irgendetwas einen Strick drehen. Der Schulrektor hat etwas gegen mich, sollte ich dazusagen. Er wollte, dass ich seine Tochter heirate.«

Sie erfasste die Lage sofort. Ich brauchte nichts hinzuzufügen. Sie begriff sämtliche Zusammenhänge.

Sie sagte: »Mein Onkel soll einen Marsch organisieren.«

Onkel, Marsch: eine Meute Rückständiger mit ihren plumphen Transparenten, die vor dem Palast und dem Sekretariat meinen Namen grölten. »Nein«, sagte ich. »Nein. Bitte keinen Marsch.«

Sie ließ nicht locker. Ihr Kampfgeist war erwacht. Sie sagte: »Er kann die Massen mobilisieren. Er ist ein *crowdpuller*.«

Die Vorstellung, von diesem Radikalen beschützt zu werden, war unerträglich. Und ich wusste, nach all den Schlägen, die ich meinem Vater schon versetzt hatte, wäre das sein Tod gewesen. Und das war der Moment, in dem mir – gefangen zwischen dem Mädchen und dem Schulrektor, dem radikalen Onkel und der drohenden Gefängnishaft, zwischen Skylla und Charybdis sozusagen – erstmals der Gedanke an Flucht kam. Der Gedanke, es meinem Großvater nachzutun und in dem berühmten alten



Tempel der Stadt Zuflucht zu suchen. In dieser Stunde, die mir das höchste Opfer abverlangte, trat ich wie von einem Instinkt geleitet in die vertrauten Fußstapfen.

Ich traf meine Vorbereitungen im Geheimen. Viel war nicht zu tun. Das Schwierigste war, mir den Kopf kahl zu scheren. Und eines Morgens verließ ich in aller Frühe – wie der große Buddha, als er sich aus dem schwelgerischen Leben im väterlichen Palast davonstahl – das Haus meines Vaters und ging, gekleidet wie ein Mann meiner Kaste, barfuß und mit bloßem Rücken zum Tempel. Mein Vater hatte nie Schuhe getragen. Ich hatte stets welche getragen, außer zu bestimmten religiösen Anlässen, und meine Fußsohlen waren dünnhäutig und weich, ohne die schützende Hornhaut, die mein Vater hatte. Schon bald fühlten sie sich wund an, und ich fragte mich, wie es erst sein würde, wenn die Sonne höher stieg und die Pflastersteine im Tempelhof sich aufheizten.

Wie mein Großvater viele Jahre zuvor, rückte auch ich den Tag über im Vorhof von einem Schattenplatz zum nächsten. Nach dem Abendgebet nahm ich an der Speisung teil. Und als die Zeit reif war, gab ich mich den Tempelpriestern als Bettler zu erkennen und ersuchte sie um Asyl, während ich ihnen gleichzeitig meine Abstammung enthüllte. Ich unternahm keinen Versuch, mich zu verstecken. Der Tempelhof war so belebt wie die Hauptstraße. Ich dachte, je sichtbarer ich für die Öffentlichkeit war, je mehr Einblick sie in mein Opferleben gewann, desto sicherer war ich. Aber mein Fall war nicht sehr bekannt, und so dauerte es einige Zeit, drei oder vier Tage, bis meine Anwesenheit im Tempel sich herumgesprochen hatte und der Skandal da war.

Der Schulrektor und die Beamten des Grundsteueramts schickten sich schon zum Schlag an, da organisierte der radikale Onkel einen Marsch. Alle bekamen es mit der Angst. Keiner wagte Hand an mich zu legen. Und so musste ich, zu meinem Entsetzen und meinem Leidwesen und voller Trauer um meinen Vater und unsere Vergangenheit, erleben, wie ich von den Rückständigen auf ihren Schild gehoben wurde.